



DER ÜBERSEE-CLUB e.V.



---

## DR. HENNING SCHERF

Bürgermeister · Präsident des Senats der Freien Hansestadt Bremen

---

DIE ZUSAMMENARBEIT DER NORDDEUTSCHEN LÄNDER:  
WIRTSCHAFTSPOLITISCHE HERAUSFORDERUNG UND  
CHANCEN DER HANSESTÄDTE

---

VORTRAG AM ÜBERSEETAG, 7. MAI 2001



Lieber Herr von Foerster!

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Erst einmal herzlichen Dank für diese Einladung. Es hat mich sehr gefreut, dass ich bei dieser wunderschönen – von mir schon als Student bewunderten, aber immer von außen erlebten – Veranstaltung nun plötzlich sogar als Redner dabei sein darf. Das ist eine ganz liebenswürdige Idee. Ich weiß nicht, wer sie hatte – wahrscheinlich Sie. Toll! Herzlichen Dank.

Ich soll nun etwas über den Nordstaat sagen, obwohl ich nichts über den Nordstaat sagen will. Wie mache ich das? Ich glaube, ich fange erst einmal an, etwas Nettes über Hamburg zu sagen, damit Sie merken, ich komme nicht mit Pistolen und gefährlichem Gerät zu Ihnen, sondern mit der Absicht, mich hier – auch öffentlich – sehr wohl zu fühlen und nah an Ihrer Seite zu sein.

Mir ist diese Stadt seit meiner Kindheit vertraut. Mein einziger Onkel, Sozialdemokrat, hat hier während der Nazizeit in der Illegalität gearbeitet. Er war der Einzige, den wir überhaupt besuchen konnten. Wir hatten sonst keine Verwandten. Niemanden. Wir kannten auch keine Leute, wo man einmal unterkriechen konnte, wenn man kein Geld hatte. Ich habe am Ende des Krieges und am Anfang der Nachkriegszeit hier in einer Parzelle in Alsterdorf gelebt und viele große Hamburger kennen gelernt. Zum Beispiel Max Brauer, der gerade aus der Emigration zurückgekommen war. Natürlich war er mein „Onkel“. Ich habe Schönfelder kennen gelernt. Und auch er war auch einer von denen, die mir verwandtschaftlich vertraut wurden.

Ich war ein ganz kleiner Junge, gerade sechs Jahre alt. Die Eltern waren mit Mühe aus dem Gefängnis herausgekommen – da habe ich von solchen Persönlichkeiten gelernt, worum es in dieser schwierigen Zeit wirklich ging: Menschen zu gewinnen nach dieser wüsten Zerstörung unserer schönen und geliebten Plätze, unserer Häuser, unserer Arbeitsplätze. Wieder Mut zu sammeln. Wieder anzufangen mit allem, was uns teuer und lieb ist. Menschen zu erreichen, die nicht mehr jammern und sagen: „O Gott, das war’s. Jetzt werden die Morgenthau-Pläne realisiert und wir werden Schafe züchten müssen!“, oder was weiß ich.

Mut fassen, nach vorne schauen – so ähnlich hat, Sie wissen das alle, bekanntlich auch ein Hamburger in Bremen seine Aufgabe empfunden und angenommen: Wilhelm Kaisen, geboren in Eppendorf, der seit 1919 in Bremen lebte und bei uns nach dem Krieg – als Senator und Bürgermeister – vor der gleichen Herausforderung stand. Wir wollten wieder aufbauen. Wir wollten da, wo uns die Trümmer vor die Füße gestürzt waren, wieder anfangen. Ich werde das nie vergessen; denn das gehört eigentlich bis heute zu meinem Starterlebnis. So, meine ich, müssen wir auch heute an unsere Arbeit herangehen. Nicht indem wir nach hinten gucken, nicht indem wir jammern und klagen, welche Chancen wir hatten. Wir müssen die Chancen, die vor uns liegen, erkennen und nutzen, und zwar so direkt und unvoreingenommen wie irgend möglich.

Und dann habe ich hier studiert – und gern studiert. Ich habe hier meine beiden juristischen Examen gemacht, auf die ich immer noch stolz bin, weil Hamburger Examen in der gesamten Republik etwas gelten. Es waren übrigens gemischte Kollegien, Herr von Foerster. Da konnte man schon damals lernen, wie man gut zusammenarbeitet. Unser gemeinsames Justizprüfungsamt ist gar nicht so schlecht, es hat ein hohes Niveau, es ist viel besser als etwa das Münchener. Die Münchener Examina wurden zu meiner Zeit immer mit einem Malus von mindestens einer Note versehen, weil man hier im Norden mindestens eine Note kritischer war als in München. Und in Würzburg kriegte man die Examen „mit der Bahnsteigkarte“, wie wir damals gesagt haben. Wir waren also ganz stolz darauf, an dieser sehr ehrgeizigen Ausbildung teilzuhaben. Das ist ja anstrengend und mühselig; denn einen solchen Ruf erarbeitet man sich ja nicht mit einer flotten Rede. Es müssen vielmehr ganz viele Leute daran arbeiten, ganz viele Leute darauf achten, dass das überdurchschnittliche Niveau gehalten wird.

Ich freue mich auch, dass mein Sohn hier bei Ihnen lebt und arbeitet und hier in seinen Aufgaben gewachsen ist. Ich habe ihm das nie bösgenommen, dass er sich entschieden hat: „Ich will weg aus Bremen, ich will heraus aus deinem Schatten, ich will mich mit eigenen Leistungen beweisen und will in Hamburg leben!“ Er ist begeistert, und seine Frau und seine Kinder ebenfalls, und alles, was er macht, zeugt davon. Auch meine Geschwister sind hier. Der eine ist Hochschullehrer für Ökonometrie und bringt mir Juristen sogar – gelegentlich anstrengend – Ökonometrie und Ökonomie bei – ein bewusster und stolzer Hamburger.

Was will ich damit sagen? Mein biografischer Hintergrund ist eben nicht so, dass ich mich hier wie bei einem Auswärtsspiel fühlte, im Gegenteil, ich kann mich von Herzen freuen, dass wir heute den 812. Geburtstag des Hamburger Hafens gemeinsam feiern können. Ich freue mich sehr, dass Sie mich zu diesem schönen Tag des Geburtstags eingeladen haben und mir die Gelegenheit geben, aus meiner Sicht etwas Konkretes dazu beizutragen, wie wir im Nordwesten zusammenwachsen können.

Der Erste, der eben zu klatschen begonnen hat, war übrigens Henning Voscherau, dem kaum einer Begeisterung darüber zugetraut hatte, dass ein Bremer Bürgermeister in Hamburg über die Zusammenarbeit fröhlich, offensiv und freundschaftlich redet. Ich würde gern mit der „Chemie zwischen uns“ und nicht mit einer Strukturfrage beginnen. Denn ich habe gelernt und erfahren – und zwar nicht nur in der Politik, sondern auch in den Unternehmen oder Anwaltskanzleien – wie wichtig es ist, nah an den Menschen zu sein. Wir haben immer darauf geachtet, dass die Chemie stimmt. Lieber Ortwin, darf ich das so sagen: Die Chemie zwischen uns ist außerordentlich.

Ich kann mir das überhaupt nicht besser vorstellen. Ich werde von dem Hamburger Bürgermeister in einer Weise unterstützt, begleitet und in freundschaftliche Zusammenarbeit einbezogen, wie man es sich besser gar nicht wünschen kann. Wir sind

bei den Verhandlungen um die Neuregelung des Länderfinanzausgleichs immer gemeinsam an- und aufgetreten. Und wir wissen beide: Das ist ja ein schwieriges, hochdramatisches und gefährliches Spiel. Ich werde mein Lebtag nicht vergessen, wie eng das manchmal zugegangen ist.

Und weil es gelegentlich auch in Hamburg Ratschläge gibt, diese Zusammenarbeit aufzukündigen, rate ich dringend, sich das Ergebnis anzugucken. Wir sind auf einem guten Wege. Wir werden gemeinsam erreichen, dass sich die finanzielle Lage im Norden und in unseren beiden Hansestädten nicht nur nicht verschlechtern wird, sondern dass wir uns gut behaupten können. Der Garant für diesen Erfolg ist eben die außerordentlich gute Zusammenarbeit. Der subregionale Wettbewerb, bei dem wir uns gegenseitig über den Tisch ziehen – das sind alte, überholte Kämpfe, Kämpfe des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Nein, nein, heute werden wir daran gemessen, ob wir regionale Parteinahme und regionale Interessenvertretungen so organisieren können, dass wir unsere Interessen und Kräfte bündeln, dass wir uns zusammentun, dass wir gemeinsam mehr draus machen können, als wenn wir einzeln aufträten. Das kann man bei diesem großen Tauziehen um den Finanzausgleich wie bei einem Experiment erleben. Und wir müssen sehen, wer uns da quasi nach dem Leben trachtet und „Weg damit!“ sagt und übrigens nicht nur „Weg mit Bremen“ meint, sondern im Grunde „Weg mit Hamburg“ immer gleich mitdenkt, lieber Herr von Foerster. Wir müssen bei Ihren süddeutschen Freunden ganz genau aufpassen. Manche würden uns im Zweifel am liebsten beide in unserer Selbstständigkeit abräumen, und das dürfen wir um der Menschen an der Küste willen nicht zulassen. Wir müssen eine durchsetzungsfähige und in schwierigen Kämpfen wirklich widerstandsfähige Interessenstruktur schaffen, und die Basis dafür ist eine solche gute, vertrauensvolle und faire Zusammenarbeit. Ich danke sehr dafür, und ich weiß, sie hält noch ganz lange an. Wir werden sie nicht verlassen.

Ich glaube vor diesem Hintergrund auch, dass wir alles, was wir im Augenblick hinsichtlich unserer Häfen und der Hafenpolitik beraten, offensiv und vital als eine Wachstumsperspektive für die gesamte Küste angehen können – nicht indem wir uns gegenseitig belauern, nicht indem wir uns gegenseitig misstrauen. Dazu nehmen Sie nicht nur uns beide als Beispiel, sondern lassen Sie mich das Beispiel EUROGA TE wählen. Die GATE-Meister haben sich hier in die letzte Reihe gesetzt, was ich schade finde; denn sie hatten eigentlich in die erste Reihe gehört, weil man bei ihnen lernen kann, wie das geht zwischen Hamburgern und Bremern. Machen Sie sich das einmal klar: Ich kannte den alten Eckelmann noch. Als Student habe ich ihn hier erlebt. Das war ein Hamburger Unternehmer! Jetzt ist es so: Sein Sohn Thomas – da hinten sitzt er, in der letzten Reihe – sagt: Ich will mit euch in Bremen zusammen Containerumschlag organisieren, aber nicht nur in Hamburg und Bremerhaven, sondern rund um Europa und, wenn es geht, auch in Brasilien und in Malaysia. Ich will mit euch wachsen. Ich will mit euch in diesem dramatischen Wettkampf mit Rotterdam, mit Antwerpen eine ökonomisch starke Adresse sein. Gemeinsam wollen wir es so weit bringen, dass wir mit Hongkong und mit Singapur gemessen werden. Dahin will ich. Aber ich muss auch wissen, wo und mit wem ich weiter wachsen will, wo ich Synergieeffekte nutzen kann und wo ich gefährliche – auch kostenträchtige – Probleme habe und wie ich sie lösen kann. Ich glaube, wenn Sie sich gründlich über gelungene Kooperationen zwischen unseren beiden Städten sachkundig machen wollen, finden Sie in der Logik, in der Struktur, in der Erfolgsgeschichte dieser company ein gutes Beispiel: So geht's!

Diese Erfahrung ist auch einer der Hintergründe für unsere gemeinsame Entscheidung für einen gemeinsamen Tiefwasserhafen. Die Standortfrage war übrigens nicht das erste und entscheidende Problem, das wir auf dem Tisch hatten.

Das **erste** war: Wird es diese großen Schiffe überhaupt geben, die dann Hamburg nicht mehr erreichen können? Das war lange umstritten und ist zurzeit noch umstritten. Ich habe vor zehn Tagen im „Hamburger Abendblatt“ einen großen Artikel gelesen, in dem der Redakteur geradezu euphorisch berichtet, dass Hapag-Lloyd vier 7500-TEU-Containerschiffe in Auftrag gegeben hat, wie es sie bisher noch nicht gegeben hat. Und dann müssen Sie den Artikel zu Ende lesen. Am Schluss steht, das

werde nicht das letzte sein, sondern es werde weiter wachsen. Darauf müssen wir uns einstellen. Wir müssen uns darauf einstellen, wie wir diese Entwicklung denn in unsere Hafenstädte und unsere Hafenpolitik integrieren. Die Giganten im Reederei-Geschäft werden sich ja nicht am Hamburger und am Bremer Senat orientieren, sondern sie werden fragen: Habt ihr einen Platz, an dem wir entladen können, oder habt ihr keinen Platz? Und wenn wir keinen haben, dann fahren uns diese Riesen eben nicht mehr an. Darauf müssen wir uns einstellen, darauf müssen wir rechtzeitig reagieren.

Das **zweite** ist: Wie kriegen wir es hin, dass wir unsere Interessen nicht gegeneinander fahren, um dann diese delikatsten und kompliziertesten Erfahrungen der letzten Jahre zu wiederholen? „Jahrzehnte“ hätte ich fast sagen mögen. Ich will mich nicht genau festlegen, wann – aber wir hatten sie, diese heikle Konkurrenz; wir haben uns einen schwierigen Wettbewerb geleistet, der die öffentliche Hand jedenfalls nicht gerade bereichert hat, um es vorsichtig so zu formulieren. Man könnte vielmehr das sichere Gefühl entwickeln, die großen Unternehmer schielten auf die knappen öffentlichen Haushalte. Wenn wir das jetzt mit Blick auf Rotterdam und Antwerpen oder in Richtung Hongkong und Singapur machen, dann weiß ich genau, wie das laufen muss: Wir werden eine starke gemeinsame Hafenpolitik definieren und mit dafür sorgen müssen, dass unsere Investitionen rentierlich werden. Zur Zeit ist das eher schwierig zu belegen. Darum ist der Tiefwasserhafen ein wirtschaftspolitisches und nicht nur ein politisches Projekt. Wir kommen aus ökonomischen Gründen zusammen, und wir kommen aus ökonomischen Gründen zu der Erkenntnis, dass wir eine Finanzierung durchsetzen müssen, die die am Hafenumschlag Beteiligten auch in die Erstellungskosten einbezieht.

Und dann ist da die Frage des Standortes, so wie Ortwin Runde das eben gesagt hat: Wo kann man das durchsetzen? Da kann man eben, wenn man in Hamburg und Bremen sitzt, den Niedersachsen nicht einfach verordnen, wo's langgeht, sondern man muss sich verständigen. Das haben wir gemacht. Daraus ergibt sich, dass wir in den nächsten Jahrzehnten mit diesem Projekt als unserem Top-Projekt, als unserem Zugpferd, schrittweise zusammenwachsen. Aber wir werden natürlich alles daran setzen, um auch in den übrigen Bereichen so eng wie möglich zusammenzurücken.

Ich möchte gern, weil ich jetzt so viel Freundliches über Ortwin Runde gesagt habe, auch etwas Freundliches über Josef Hattig und über Thomas Mirow sagen. Das sind nämlich die beiden für Hafen und Wirtschaft zuständigen Senatoren, die diese Kooperation organisieren müssen. Überlegen Sie sich einmal, was das für ein Schatz ist, solche Repräsentanten zu haben und zu sehen, wie gut sie zusammenarbeiten. Wir Bremer kommen da nicht mit einem Parteisekretär, der noch nie das Lesen von Bilanzen geübt hat, wir kommen da mit dem „Unternehmer des Jahres 1996 in Europa“, wir kommen mit dem langjährigen Präses der Handelskammer. Wir kommen mit jemandem, dem das Parteibuch nicht so wichtig ist wie der sachliche Erfolg, der das Zusammengehen wichtiger nimmt als das Schielen auf den Stimmzettel. Das ist doch ein tolles Angebot. Das ist doch eine Riesenchance. Genauso vis-à-vis: Wir kriegen, denke ich, mit diesen beiden eine Kooperation hin, die für die ganze Region spannend sein kann. Da muss man nicht fürchten, lieber Herr von Foerster, dass der eine den anderen majorisiert und wie ein preußischer Regierungspräsident mit Anweisungen regiert. So können wir internationale Hafen nicht organisieren, so können wir im globalisierten Wettbewerb mit Hongkong-Chinesen, mit Singapur-Chinesen nicht mehr bestehen. Wir müssen hier, unter uns, eine Konsenskultur entfalten. Die Chemie muss stimmen, und es muss die Fähigkeit geben, die unterschiedlichen Kompetenzen so zusammenzubringen, dass das ein Erfolg wird.

Sie hatten 1985 schon einmal Hans Koschnik in den Übersee-Club eingeladen. Aus dessen Rede habe ich mir ein Zitat herausgesucht. Koschnik hat damals gesagt: „Ich glaube, dass sich auch in der Bevölkerung, vor allem an der Küste, ein dauerhaftes Gemeinschaftsgefühl entwickelt hat. Was uns noch fehlt, sind der Mut und die Kraft der Politiker, sich nicht nur verbal, sondern auch im konkreten Einzelfall zu einer gesamt-norddeutschen Lösung zu bekennen und sie auch durchzusetzen.“ Genau das machen wir inzwischen: nicht verbal, nicht über Sonntagsreden, sondern über praktische, projektorientierte Zusammenarbeit. Ich habe die Einschätzung, dass die

Fachöffentlichkeit – soweit ich sie wahrnehme – das begriffen hat. Die unterschiedlichen öffentlichen Reaktionen habe ich natürlich auch mitbekommen, zum Beispiel, dass das in Hamburg viel komplizierter zu vermitteln ist als bei uns. In Bremen stehen sie alle wie eine Eins dahinter. Selbst die Grünen sind dafür, obwohl sie eigentlich dagegen sind, dass wir ständig neue Häfen bauen und dass neue Häfen wachsen. Aber dass wir zusammengehen, das halten sie auch für vernünftig. Die Unternehmer, soweit sie sich bei uns melden, sind wie eine Eins dahinter. Auch die Handelskammer ist wie eine Eins hinter dieser Politik, und das nicht nur, weil ihr alter Präses das organisiert, sondern aus eigenem Interesse und eigener Überzeugung. Die Idee dieser Zusammenarbeit hat sich aber bisher noch nicht öffentlich überall gleichermaßen durchgesetzt. Trotzdem spüre ich, dass die Resonanz unter den Fachleuten gut ist. Ich spüre auch, dass die Bereitschaft, sich finanziell zu beteiligen, gewachsen ist. Wir suchen ja Investoren, die nicht nur die Suprastruktur finanzieren, wie wir das bisher gemacht haben, sondern die bitte sehr auch für das, was wir bisher öffentlich gemacht haben, Geld in die Hand nehmen. Ortwin Runde hat eben gesagt, das sei die Nagelprobe, ob das Projekt wirklich vermittelbar sei oder nicht. Lieber Ortwin, die Ersten melden sich. Die ersten Großbanken melden sich, die ersten Großkapitalsammelstellen melden sich und wollen konkret wissen, wie das geht, wie das aufgeht und wie die Renditen anschließend so laufen. Genau richtig. Wir sind angekommen. Henning Voscherau schüttelt den Kopf, er kennt die Adressen offenbar nicht so gut. Lieber Henning, die wollen dabei sein, die wollen dieses Geschäft nicht nach China abgeben, wie die Engländer, die Londoner und die Rotterdamer, die ihren Hafen verkauft haben, wie jetzt die Amsterdamer, die ihren Hafen an die Singapur-Leute verkauft haben. Es gibt Leute in Europa, die das, was wir hier als europäische Struktur an der Küste entfalten, mitfinanzieren wollen. Das ist gut so. Das ist richtig so. Darauf setze ich.

Ich habe in der Gründungsurkunde des Übersee-Clubs, durch die er 1948 erneut aus der Taufe gehoben wurde, zwei Sätze gefunden. Die passen haargenau, lieber Herr von Foerster. Darf ich das sagen, weil ich doch bei Ihnen hier auftrete? Sie lauten: „Die von der deutschen Wirtschaft im Rahmen der Weltwirtschaft zu erfüllende Aufgabe setzt Gemeinschaftsgeist von Handel, Industrie und Verkehr und aller in ihnen tätigen Menschen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, voraus. Zwar werden Initiativen, Wagemut und Ideenreichtum des Einzelnen entscheidend sein für den Erfolg, er wird sich aber um so eher und nachhaltiger ergeben, je mehr das Gemeinsame herausgehoben und vertreten wird, je stärker der Wille zur gegenseitigen Forderung ist und je mehr durch freiwilligen Zusammenschluss Aufgaben durchgeführt werden, welche die Kraft des Einzelnen übersteigen.“ Es ist, als wenn Sie dabei gesessen hätten, als Ortwin Runde mit Siegmund Gabriel und mir zu dieser Entscheidung gefunden hat. Genau so wie Sie das in Ihre Gründungsurkunde des Übersee-Clubs hineingeschrieben haben, so wollen wir arbeiten. So wollen wir miteinander umgehen. So wollen wir aufeinander achten, wollen die uns trennenden Probleme relativieren und wollen das, was uns zusammenbringt, ausbauen und wachsen lassen.

Ich muss jetzt zu einem weiteren delikaten Kapitel kommen, das ist die Frage: Wie geht es weiter mit der HHLA und der BLG? Da prüfen wir. Wir haben uns so etwas wie einen Rahmen dafür vorgestellt. Wir wollen eine Art Hafenrat bilden, von Thomas Mirow auf der Hamburger Seite und Josef Hattig auf der Bremer Seite repräsentiert, und wir versprechen uns davon, dass sich da vorsichtig, behutsam und sensibel eine Struktur entfaltet, die weitere gemeinsam zu bewältigende Aufgabenfelder identifiziert. Das ist gut so. Eurokai und BLG sind auch nicht aus dem Stand zusammengekommen, sondern sie haben sehr genau geguckt: Was passt, was passt nicht? Ist unsere Kommunikationsstruktur kompatibel, ist sie nicht kompatibel? Haben wir einen gemeinsamen Nutzen oder nicht? Das könnten wir in dieser Struktur vorsichtig thematisieren und schrittweise bearbeiten und schrittweise zu gemeinsamen Lösungen aufwachsen lassen. Ich kann mir viel Gemeinsames im Hinterlandverkehr ausdenken. Ich kann mir viel Gemeinsames in den Dienstleistungen vorstellen. Ich kann mir viel Gemeinsames in der Kommunikation ausmalen. Ich kann mir sogar ausmalen, dass unsere Gewerkschaftler das als eine Chance wahrnehmen und nicht als neuen Anlass nehmen, sich gegenseitig hochzureizen.

Als ich das allererste Mal zu Thomas Eckelmann in seine Firma kam, da hat mich sein Betriebsratsvorsitzender, mein alter Freund Uwe Dorn, unten begrüßt. Uwe kannte alles. Uwe kannte die BLG in- und auswendig. Er hat mich wie einen Freund eingeführt in den Kollegenkreis. Ist das nicht schön? Ich finde, es ist ein gutes Zeichen, wenn die Betriebsräte sich sozusagen hineindenken, wenn sie mitdenken und eine Idee zu ihrer eigenen Sache machen und nicht nur uns Politikern und den Unternehmern überlassen, das zu unserer Sache zu machen. Und das hält! Das war nicht eine Eintagsfliege, sondern da gibt es – so habe ich mir sagen lassen – inzwischen einen tragfähigen gemeinsamen Grund der Beschäftigten, auch der dort organisierten. Warum soll das nicht irgendwann auch einmal zwischen der HHLA und der BLG funktionieren? Warum sollen wir da nicht schrittweise mit unseren Kolleginnen und Kollegen lernen: Das ist unsere neue Unternehmenskultur, unsere neue Nachbarschafts-, Küsten- und Hafenkultur.

Jetzt komme ich zum Nordstaat. Warum ist es so anstrengend mit dem Nordstaat? Ich will auch wieder mit etwas Persönlichem anfangen, weil ich meine, Geschichten sind immer viel schöner, wenn man sie persönlich erlebt hat. Ich bin junger Regierungsrat in Niedersachsen gewesen, war beim Regierungspräsidenten in Osnabrück zuständig für die kommunale Aufsicht. Der Hintergrund war: Ich habe mir immer vorgestellt, einmal Oberkreisdirektor zu werden. Das kann man bekanntlich nicht in Bremen, sondern da muss man ins niedersächsische Umland. Ich weiß ziemlich genau und exakt, wie das funktioniert. Ich habe es nämlich selber gemacht. Niemand erzählt mir – niemand, schon gar kein Unternehmer, lieber Herr von Foerster –, wie die Bürokratie in einem zentralisierten Gebilde funktioniert. Ich bin ein Kind dieser Kultur. Ich bin da aufgewachsen, und ich weiß, das ist teuer, das dauert lange und das macht die Initiativen vor Ort schwieriger, als wenn Sie sich direkt mit den Leuten verbünden. Das ist meine persönliche und biografische Erfahrung. Darum bin ich skeptisch bei all diesen Gebiets- und Verwaltungsreformen, die wir übrigens auch in Niedersachsen gemacht haben. Ich war „Assi“ der Weber-Kommission. Wir haben einen Fehler nach dem anderen gemacht. Ich würde nie wieder dazu raten, die Landkreise so zusammenschmeißen und die ehrenamtlichen Bürgermeister in der naiven Hoffnung abzuschaffen, dass die hauptamtlichen Stadtdirektoren das alles besser und günstiger machen. Genau das Gegenteil ist passiert: Es ist teurer geworden, es dauert länger, die Bürokratie blüht auf ohnegleichen, und das ärgert die Leute. Also habe ich mir nach dieser sehr persönlichen Erfahrung aus Niedersachsen überlegt, bevor ich das wieder mache, lasse ich mir das ganz genau erklären: Was kommt bei den Leuten an? Was erwarten die Menschen von denen, die im Staat repräsentieren?

**Erstens:** Die Leute erwarten von uns, dass wir so kostenbewusst wie möglich arbeiten. Wir können nicht mehr erwarten, dass die Leute fröhlich Steuern zahlen, weil wir sagen: Unsere Bediensteten sind so teuer, unsere Apparate brauchen das, das ist ein Zoll für die Gerechtigkeit: Die Leute wollen, dass wir sehr kostenbewusst unsere öffentlichen Aufwendungen knapp halten, insbesondere die, die keine direkt nachfühlbare Dienstleistungen darstellen, und sie sagen: Kindergarten, Schule, das kann ich ja noch halbwegs begreifen. Da, wo wir bürokratischen Aufwand machen, haben wir extreme Probleme, den Leuten Loyalität abzurufen und zu sagen: Dafür müsst ihr uns Geld geben.

**Zweitens:** Die Leute sind ungeduldig bis zornig, wenn man ihnen mit hierarchischen Strukturen kommt und sagt: Ich kann nicht, weil der Kollege über mir – und der Kollege darüber ... Das geht dann rauf und runter, und es wird quergezeichnet. Es gibt dann auf jedem Brief – ich habe das alles gemacht – unten einen langen Querstrich, und es zeichnen zwanzig Leute gegen. Sie kriegen die Auskunft nicht von dem, der den Brief geschrieben hat, denn zwanzig Leute meinen, sie müssten ihren Senf dazugeben, jedenfalls ihren Kringle dranhaken. Das erträgt kaum einer. Die Menschen wollen wissen, mit wem sie es zu tun haben. Sie wollen ihn direkt erreichen und wollen fragen können: Bitte, erkläre mir einmal, warum das nicht geht. Und dann muss der das erklären. Und wenn er es nicht erklären kann, muss er es abstellen.

**Drittens:** Nicht über Plebiszite wird die Legitimation demokratischer Strukturen erneuert, wie leider auch gelegentlich in der SPD diskutiert wird. Nein. Wo wird de-

mokratische Legitimation erneuert? Die Bevölkerung der neuen Bundesländer kann das viel besser erklären als wir in der alten Bundesrepublik. Demokratie wird da erneuert und lebendig aufgebaut, wo ich vital und persönlich mit Menschen, Namen und Kenntnissen Kommunikation aufbaue. Unsere Demokratie wird nicht über Apparate konstituiert, sondern über Beteiligung und Teilhabe.

Warum habe ich das jetzt so ausgebreitet? Weil alles das, was ich eben so mit Ihrer Zustimmung gesagt habe, in Not kommt, wenn Sie ein großes, aufwändiges Gebilde mit einer neuen Instanz dazwischen haben. Sie müssen ja die Verwaltung weiter machen. Sie haben dann eine Landesregierung oben darüber, dann haben Sie irgendwelche Präsidialstrukturen, Regierungspräsidentenstrukturen – dort habe ich ja gearbeitet –, und alle treiben Aufwand, alle brauchen Zuständigkeiten. Darunter bildet sich dann wiederum die kommunale Struktur. Gesetzt den Fall, Sie als Hamburger müssten nach Hannover. Das wäre ja denkbar. Henning Voscherau hat sich das immer nur so vorstellen können, dass das alles nach Hamburg kommt. Aber ich denke nun einmal ganz frech, lieber Henning, der Nordstaat beschließt: Hannover ist unser Zentrum. Ich möchte uns einmal sehen und erleben, wie Sie Ihre Hamburger Probleme lösen. Das Projekt welkt wie eine Blume, die kein Wasser mehr hat. Und nun versetzen Sie sich einmal in die anderen Köpfe. Die müssen doch vice versa genauso denken.

Ich glaube, das ist eine Hoffnung, die rückwärts gewandt ist. Ich glaube, dass die Zukunft ganz anders aussieht. Das können Sie an der EU lernen. Das können Sie aber auch – wenn Sie mir erlauben, das darzustellen – an der Hanse lernen. Ich möchte das gern einmal am Beispiel der Hanse ausführen, um dann auf die EU zu kommen. Die Hanse ist fünfhundert Jahre lang erstaunlich erfolgreich gewesen. In einer Zeit, in der sie entsetzliche Kriege geführt und entsetzliches Unrecht getan haben, haben diese Akteure in diesem Hanse-Bündnis Erstaunliches bewältigt. Warum haben sie das bewältigt? Nicht weil die Hanse im Zentrum einen Fürsten hatte, der allen Bescheid gesagt hatte, sondern weil sie eine Kultur hatte, die auf Konsens aufgebaut war, deren Akteure dezentralisiert waren, die insbesondere da durchsetzungsfähig war, wo diese Akteure in ihren dezentralen Kontoren arbeiteten. Ich habe mehrere Bücher über das Kontor in Nowgorod nachgelesen; die waren ja fast ein halbes Jahr eingefroren, die konnten sich überhaupt nicht herausbewegen. Da ist der Konsens der Hanse entstanden, als diese jungen Fern-Kaufleute unter extremen und extrem unangenehmen Bedingungen zusammengehalten und sich überlegt haben: „Wie kommen wir hier eigentlich wieder raus? Wie machen wir hieraus ein Geschäft? Wie schaffen wir hier eine Kultur, die uns allen nützt?“ Das Gleiche ist in London passiert. Die Geschichte des Stalhofs in London ist die Geschichte von Einzelakteuren, die sich nicht gegenseitig die rote Karte gezeigt haben, wenn der eine sagte: „Aber mein Oberpräsident will das anders.“ Im Gegenteil haben sie sich selbst gefragt: Wir, die wir als Kaufleute aus Deutschland kommen, wir müssen in London zusammenhalten und müssen dort eigene Standards durchsetzen, eigene Regeln durchsetzen, eigene Preise durchsetzen, eigene Qualität durchsetzen. Wir müssen verlässlich sein, und einen tragfähigen Konsens entwickeln. Sie kennen doch das Institut der Verhandlung. Das war der Rausschmiss. Wer nicht mitmachte, wurde rausgeschmissen, der wurde verhanst. Wir Bremer wurden auch einmal verhanst und haben natürlich alles darangesetzt, um wieder hineinzukommen.

Ich bin fest davon überzeugt, dass dieses alte, dieses fünfhundert Jahre lang praktizierte Modell der Hanse für das, was wir im Augenblick erleben, hochattraktiv ist. Es ist eine ganz spannende Blaupause, wenn Sie so wollen, für das, was wir im Augenblick in Europa und dann erst in dem sich erweiternden Europa machen. Wir können doch unseren Freunden in Riga, Reval, Tallinn oder Malta nicht sagen: „Wisst ihr, ihr seid zu klein; so etwas haben wir hier nicht gern. Erst einmal geht ihr alle zusammen und sucht einen Oberpräsidenten und setzt euch mächtig durch, vorher nehmen wir euch gar nicht wahr.“ Dann sind die Gespräche zu Ende. Dann können Sie gar nichts erreichen, wenn Sie so mit diesen Freunden zu reden beginnen. Die wollen doch ihre Identität und ihre Geschichte mit in die EU einbringen. Sonst hat das gar keinen Sinn. Wir unsererseits profitieren doch auch davon, wenn sie sich nicht in erster Linie als Überlebende einer stalinistischen Fremdherrschaft verste-

hen, die nun endlich an die Töpfe des Westens kommen wollen. Nein, wir leben doch nur gedeihlich mit ihnen, wenn sie ihre eigenen Kräfte dabei entfalten und sagen: „Ja, wir wollen Player, wir wollen aktive Teilnehmer sein.“ Da muss man sie in ihrer kulturellen und ihrer historischen Identität respektieren.

Es ist inzwischen zwar gar nicht mehr schick, den früheren Bundeskanzler Kohl zu zitieren. Ich tue das aber trotzdem. Kohl hat mir, als ich vor sechs Jahren dort meinen Antrittsbesuch machte, sehr freundlich, sehr herzlich, sehr ausführlich gesagt: „Ihr Hansestädter seid mit eurer internationalen Tradition, mit der Fähigkeit, euch sozusagen nicht mit dem Schwert, sondern mit fairen Verträgen durchzusetzen, eigentlich diejenigen, mit denen wir uns am leichtesten auf die neuen internationalen Aufgaben vorbereiten können. Bei euch hat die Bereitschaft Tradition, eure Kinder in Partnerstädte zu schicken, die Bereitschaft, die Sprache anderer zu lernen, die Bereitschaft, dort eigene Büros aufzumachen, die Toleranz, dass die Kinder dort auch heiraten und Teil dieser neuen Partnerschaftsgesellschaft zu werden. Ihr seid in der schwierigen deutschen Militärgeschichte eigentlich diejenigen, über die wir uns am ehesten international neu verständigen können, weil euer Auftreten von jeher keine Bedrohung für andere bedeutete, sondern Interesse für gemeinsame Lösungen. Ihr seid auch keine Kulturbanausen, die irgendwo in Asien Weißwurst und Sauerkraut essen und alte Lieder brüllen wollen.“ So weit Helmut Kohl. Und: Er hat Recht. Er hat ja nicht immer Recht, aber da hat er Recht, meine ich. Wie kann man das nutzen, wenn es denn richtig ist? Doch dadurch, dass wir mit unseren Kräften, mit unserer Kompetenz, mit unserem Können alle zusammenbringen und gemeinsam hineingehen in dieses internationale Haus „Europäische Union“, uns gemeinsam auf die spannenden globalisierten Märkte wagen. Das wird Ihnen in Hamburg doch genauso gehen wie mir. Wenn ich internationales Publikum habe, wenn mich Menschen aus Asien, Lateinamerika, aus den USA besuchen und ich ihnen erzählen kann: „Ihr denkt vermutlich, die Deutschen mussten zwei Weltkriege verlieren, damit sie endlich über das Diktat der Alliierten Demokratie verpasst bekommen haben!“ Und wenn sie dann nicken, kann ich fortfahren: „Da habt ihr euch aber geirrt; das gilt nicht für die Freien Reichsstädte und für die Hansestädte.“ Dann fange ich an, ihnen die Geschichte der Hanse zu erzählen, und merke genau, dass das ein Zugang ist, dass sich so Nähe und Identität herstellen lassen.

Warum sage ich das? Weil sich unsere historisch gewachsene und begründete Selbstständigkeit bis in unsere heutige Verfassungsgegenwart gehalten hat. Es gibt ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts. Danach sind und waren wir Hansestädte „Wunsch Kinder der Verfassungsgeber“, gerade weil die Identität von kommunaler und Länderkompetenz über uns auf die Bundesebene weitergetragen wird. Ich glaube, seitdem Berlin in der gleichen Rolle ist und der Versuch, mit Brandenburg zusammenzugehen, gescheitert ist, ist das Thema wirklich abgehakt. Ich sehe eigentlich nicht mehr, lieber Herr von Foerster, dass Sie das noch einmal – auch nicht auf dem schönen Geburtstagstag des Hamburger Hafens – wirklich richtig spannend und richtig kritisch wieder in die Köpfe zurückkriegeln. Wir müssen davon ausgehen, dass wir über die historisch gewachsenen – zugegeben für Hamburg und Bremen günstigen – Strukturen zu einer Kooperation gelangen, die uns enger zusammenbringt, als das bisher der Fall ist.

Jetzt will ich etwas über diese Zusammenarbeit sagen. Wir fünf an der Küste sind – und nicht, weil die Ministerpräsidenten alle das gleiche Parteibuch haben, sondern weil wir identische Interessen haben – fest miteinander verschworen, gegenüber der Bundesebene gemeinsame Politik durchzusetzen. Zählen Sie einmal die Stimmen nach, die wir im Bundesrat zusammen haben. Verstehen Sie? Das gibt man doch nicht auf. In Bremen haben wir eine Große Koalition, und ich mache diese Große Koalition mit Lust und finde, es ist für Bremen ein Segen, dass wir diese Koalition haben. Aber wir wollen natürlich auch vor diesem Hintergrund mit Hamburg, Niedersachsen, Schleswig-Holstein und auch mit Mecklenburg-Vorpommern gemeinsame Interessen bündeln und gemeinsam durchsetzen. Wenn wir das können, sind wir eine spannende Truppe. Dann haben wir ja ein Spektrum, das man so schnell nicht wiederkriegt. Unser Konsens trägt in einer großen Zahl bundespolitischer Entscheidungen, nicht nur beim Länderfinanzausgleich.

Ich gehe davon aus, dass wir in der Verkehrsinfrastruktur dringend vorankommen müssen. Aber wie wollen wir unsere Projekte durchsetzen? Wie wollen wir das Geld mobilisieren, zum Beispiel für die Ypsilon-Trasse. Wir wollen diese Ypsilon-Trasse. Sie ist seit langem fest zwischen uns verabredet. Wie wollen wir die gewünschten und dringend benötigten – auch gerade von Hamburg dringendst gewünschten – großen Projekte der Bundesautobahn hinbekommen? Das ist doch nur in gemeinsamer Verständigung möglich. Ein Hamburger Senat und eine Hamburger Bürgerschaft können das doch nicht allein organisieren, da müssen wir doch ganz eng zusammenrücken. Wir müssen uns über die Trassen verständigen, wir müssen uns über die Finanzierung verständigen, wir müssen uns über die Durchsetzungsstrategie verständigen. Da hilft, dass wir aus unterschiedlichen Lagern kommen, weil die Durchsetzungschance größer ist, wenn wir uns einigen, als wenn das immer im Streit versucht wird.

Das Gleiche findet man aber auch auf anderen Gebieten. Ich bin fest davon überzeugt, dass die Energiepolitik und alles, was bei der Energiepolitik an Dienstleistungen inzwischen zusammenkommt, nicht klein, klein, klein durchgehalten werden kann, sondern dass wir in diesem großen, liberalisierten, deregulierten Markt nur eine Chance haben, wenn wir gemeinsam wachsen. Ich finde richtig, was die Hamburger mit ihren HEW machen. Das Gleiche machen wir mit unserer SWB, wie unsere Stadtwerke jetzt heißen. Das trägt Früchte. Das geht übrigens weit über die bundesdeutschen Grenzen hinaus. Wir in Bremen haben uns mit den Niederländern zusammengetan und Sie in Hamburg mit den Schweden. Das ist doch richtig, dass wir uns in diesem großen Bereich der Infrastruktur – das ist ja Infrastruktur vom Feinsten –, dass wir uns da vital auf Wachstum ausrichten und europäisch aufstellen. Da können wir weitere Gemeinsamkeiten entwickeln, das ist noch längst nicht zu Ende.

Nächstes Thema. Gucken Sie die Hochschulen, die Forschungseinheiten an. Es ist ganz spannend, wie unsere sehr unterschiedlichen Universitäten, unsere sehr unterschiedlichen Forschungseinrichtungen miteinander arbeiten. Wir gründen gerade die International University Bremen – übrigens mit einem Hamburger, Reimar Lüst. Das ist auch etwas vom Feinsten. Das wird eine amerikanisch orientierte englischsprachige private Eliteuniversität. 500 Millionen werden in den USA und 500 Millionen DM werden bei uns gesammelt. Die haben wir noch nicht, das gebe ich zu, aber wir sind mittendrin. Wir haben erstklassige Wissenschaftler gewonnen, weil sie diesen Reiz nutzen wollen, weil sie in unserem eigenen Land in der verfassten Struktur öffentlicher Universitäten so etwas wie eine produktive Provokation organisieren wollen. Das ist nicht feindselig gegenüber der eigenen Universität. Im Gegenteil. Unsere Bremer Universität steht zu diesem Projekt. Die sagen: „Ja, wir machen das mit. Wir wollen das. Wir wollen die Internationalität, wir wollen den Wettbewerb. Wir wollen das auch mit Ausländern und nicht nur mit unseren eigenen Leuten.“ Wir machen das auch, zum Beispiel mit den Groningern. Die Groninger evaluieren die Harburger Universität, unsere Bremer Universität, die Oldenburger Universität. Wenn Sie dahin gehen, werden Sie gar nicht mehr erkennen, wer aus der Harburger Universität oder aus den anderen Universitäten kommt, weil die sich alle als kollegial verbunden verstehen. Das ist doch richtig. Genauso muss sich das in der Forschung entwickeln. Wir müssen unsere Forschungslandschaft im Norden weiterentwickeln – da hat Herr von Foerster Recht, es gibt dieses Nord-Süd-Gefälle. Wie kann man das tun? Dadurch, dass wir unsere vorhandenen Kräfte nutzen und sie zusammenbringen und sie weiter wachsen lassen. Man kann doch nicht erst alle abräumen und dann wieder neu entwickeln, sondern man muss mit ihnen, so wie sie da sind, weiter arbeiten. Ich sehe ganz, ganz große Wachstumsmöglichkeiten, übrigens immer international. Wir werben um internationale Köpfe. Wir werben um international angesehene Studenten. Wir wollen die Tür für auswärtige Studenten weit aufmachen. Wir wollen sie nicht außen vor halten, weil wir wissen, dass wir die absehbaren Bedarfe gar nicht mit den eigenen Leuten decken können. Das geht hier, das geht in gemeinsamer Erfahrung, das geht in gemeinsamer Nähe.

Ich habe mir jetzt – weil ich nicht immer nur von Wirtschaft reden wollte – ein Thomas-Mann-Zitat über die Hanse herausgesucht. Thomas Mann – das wissen Sie alle – war Lübecker, und den darf ein Bremer in Hamburg zitieren, ohne als Lokal-

patriot verschrien zu werden. Thomas Mann hat 1926 einmal eine wunderschöne Rede – alles, was er gesagt und geschrieben hat, ist ja erstaunlich, es glänzt bis heute – über die Hansestadt und die Hansestadtkultur gesagt. Darf ich Ihnen das kurz einmal vorlesen aus seiner schönen Rede „Lübeck als geistige Lebensform“, weil ich daraus politische Schlüsse ziehen will: „Viel zu eng ist diese Lebensform verbunden mit der Idee der Menschlichkeit, der Humanität und aller menschlichen Bildung selbst, um in irgendeiner Menschenwelt je fremd und entbehrlich sein zu können ... Wir reden von einer geistigen Lebensform, meine geehrten Zuhörer, und das bedeutet, dass wir, indem wir ‚Bürgerlichkeit‘ sagen, nichts Klassenmäßiges, nichts Antisozialistisches etwa im Sinn haben ... Hier heißt Deutschtum selbst Bürgerlichkeit, Bürgerlichkeit größten Stils, Weltbürgerlichkeit, Weltmitte, Weltgewissen, Weltbesonnenheit, welche sich nicht hinreißen lässt und die Idee der Humanität, der Menschlichkeit, des Menschen und seiner Bildung nach rechts und links gegen alle Extremismen kritisch behauptet.“

Das ist ein anstrengendes Zitat. Eigentlich bin ich nicht der Typ, der über Deutschtum gut reden kann. Ich komme ja aus einer völlig anderen Ecke, wie Sie alle wissen. Aber ich finde, der große Thomas Mann hat Recht. Der große Thomas Mann hat Recht, wenn er diese hanseatische Stadtkultur, diese hanseatische Vorwegnahme von Zivilgesellschaft – so würde ich in meinem Soziologendeutsch sagen – auf so eine Weise beansprucht und weitergibt. Also: Wir machen nicht nur keine subregionalen ruinösen Wettbewerbe. Wir machen aus unserer Geschichte und unserer Stadtkultur und aus unserem Hanseatischen Einladungen für alle, so gut wir können.

Jetzt will ich etwas Politisches sagen: Wir versuchen, die Kräfte zu bündeln. Wir versuchen nicht, uns gegenseitig auszubremsen. Wir versuchen, alle, die zu dieser Entwicklung etwas beizutragen haben, einzubeziehen. Wir versuchen, gemeinsame Lebensformen in unseren Städten weiterzuentwickeln, mit möglichst vielen, mit möglichst vielen Fremden, mit möglichst vielen Menschen aus Übersee, mit möglichst vielen mit eigener Kultur, mit eigener Sprache und eigenem Hintergrund, weil wir glauben, von Integration etwas zu verstehen. Das ist jetzt kein parteipolitisches Votum, sondern das ist ein zivilgesellschaftliches, hansestädtisches Votum. Ich glaube, nicht nur die Identität der eigenen Leute lebt von und aus der Dezentralisierung, ich bin auch davon überzeugt, dass die Integration internationaler Milieus, internationaler Kulturen, internationaler Konflikte durch dezentralisierte Antworten gelingt. Der Schmelztiegel muss identifizierbar bleiben. Der Schmelztiegel muss Namen, Gesicht, Farbe und Persönlichkeit haben. Dann gelingt es. Darum werden die Hansestädte auch in Zukunft in diesem Integrationsprozess wie ein Labor, wie eine Art Ernstfall funktionieren, wie eine Nagelprobe auf die Fähigkeit der übrigen Gesellschaften, sich auf diese Integrationschancen einzulassen. Dieser Prozess ist dringend nötig, er muss vital erneuert und auch mit jungen Leuten belebt werden.

Ich möchte gern zum Ende kommen und Ihnen erzählen, wie ich mich als junger Kerl mit dem alten Wilhelm Kaisen zu verständigen versucht habe. Er war so einer, der sein Zimmer offen hielt. Da gab es keine Schranken davor. Man konnte ständig hineinkommen. Ich bin als Zwölfjähriger zu ihm hineingekommen. Da wollte ich den Bremer Bürgermeister gewinnen, etwas mitzumachen, was damals von uns so ausgedacht war. Wir wollten Kriegsspielzeug gegen „friedliches“ Spielzeug austauschen. Wir wollten eine Aktion machen, bei der die Leute, die Kinder ihre Spielzeug-Panzer und ihre Gewehre abliefern und dafür etwas Nettes kriegen. Ich werde das nie vergessen, wie ich, mit kurzen Hosen, zu ihm hineingekommen bin und er sich über diesen langen, dünnen Kerl amüsierte. Als ich ihm von unserer Aktion erzählte – ich wusste nicht, ob er mitmachen würde –, hat er gefragt: „Oh, habt ihr das wirklich selber ausgedacht? Oder hat euch der Lehrer das aufgeschrieben?“ Wir haben erklärt: „Nein, das ist unsere eigene Initiative. Die Lehrer finden das zu politisch. Die wollen das eigentlich lieber gar nicht haben, und wir müssen jetzt mit Ihnen, dem Bürgermeister, zusammen ein Zeichen setzen, dass das nicht nur ein paar blöde Jungen sind, die sich etwas ausgedacht haben, sondern dass das der große, angesehene Bürgermeister ist.“ Er hat mitgemacht und hat dann einen Satz gesagt, den ich mir aufgeschrieben habe, der für mich so etwas wie ein Leitsatz geworden ist:

„Das Wohl der Gesamtheit, das Richtige, das Beste, das allgemein Beste herauszufinden“, das sei seine Aufgabe. Verstehen Sie, was ich sagen will? Dieser alte Hamburger hat die durch die Nazis zerstörte Gesellschaft, diese Ruinen, diese völlig hoffnungslos aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Männer dadurch zusammenzukriegen versucht, dass er gesagt hat: „Ich will euch nicht über den Tisch ziehen. Ich will euch gewinnen für das, was uns allen gemeinsam als das erreichbare Beste gelten kann.“

Nehmen Sie das als einen Wunsch von mir für das, was wir in Zukunft zwischen unseren beiden Hansestädten entwickeln können. Ich denke, das werden unsere Kinder und Kindeskindern gut finden. Ich bin sicher, dass darauf Segen ist. Ich bin sicher, dass das die Voraussetzung ist für ein weiteres Aufblühen nicht nur unserer Häfen, sondern für das Aufblühen unserer wunderschönen Stadtgesellschaften.

Herzlichen Dank, dass Sie mir zugehört haben.

